

Marcel Lepper und
Ulrich Raulff

Jäger, Sammler, Händler

Forschung im Archiv

I.

Die Situation des Forschers im Archiv unterscheidet sich beträchtlich von der des Forschers in der Bibliothek. Die Unterschiede ergeben sich freilich nur oberflächlich gesehen aus der Tatsache, dass der eine bereits Gedrucktes, der andere aber Ungedrucktes liest. Dem Angebot der Bibliothek mit ihren Darbietungsformen von Texten und Bildern, ob tatsächlich noch in gedruckter oder bereits in digitaler Form, setzt das Archiv seine eigene Ordnung, seine materielle Widerständigkeit, seine epistemische Dunkelheit und sein spezifisches Erregungspotenzial entgegen. Typologisch zuspitzend könnte man sagen, der Stadtbewohner geht in die Bibliothek, der Waldläufer ins Archiv.¹

Das Archiv, das die zur Bibliothek führenden Praktiken der Publikation nicht kennt oder allenfalls sekundär praktiziert, bietet ungleich höhere Chancen für den ungeleiteten Spürgang, für Entdeckung, Erregung und Überraschung.² Das Archiv verspricht Unsicherheitsgewinn, »emergency case simulations«, Adrenalinschübe und Anstieg der Pulsfrequenz. Sensationen, die übrigens nicht auf die frühen Stadien einer Archivrecherche begrenzt sind; im Gegenteil können sie gerade dann eintreten, wenn der Forschungsprozess schon weit fortgeschritten und der Suchscheinwerfer eng fokussiert ist. Häufig erreicht die forschungsbegleitende Fieberkurve ihren Höhepunkt in den Spätphasen einer Recherche, wenn das »missing link« gleichsam als Phantomglied beschreibbar geworden ist, praktisch aber noch nicht aufgefunden wurde.

II.

Ehe man der Verlockung nachgibt, über das »tacit knowledge«, das phronetische Handeln, die Beglückungseffekte und Verzweiflungszustände des Fährtenlesers zu sprechen, wird man fragen müssen, wo das Erkenntnispoten-

zial der Archivarbeit liegt. Was genau erwartet der Philologe, der Historiker, der Ideenhistoriker vom Archiv, was sieht man im Archiv anders und mehr? Wer wissen will, was das politische Programm, das kanonische Gedicht, das verschlagwortete Theorem nicht verrät, der muss sich aus dem Schutzraum der Bibliothek, der Welt der ISBN-Codes und Systematiken, in die Halbwildnis des Archivs wagen. Das Archiv verspricht das Gegengedächtnis, die Rückseite der Geschichte, den Ort der Gerechtigkeit.

Das wäre eine beruhigend einfache Antwort, wenn das Archiv nicht noch eine ganz andere Art von Jagdbeute für den Forscher bereithalten würde. Der Materialwiderstand, den das Archiv bietet, führt häufig zu der irrigen Annahme, das Archive »the real thing« enthalten, nämlich die Gegenständlichkeit, nach der methodendebattenmüde Disziplinen verlangen. Was man in Archiven finden kann, sind aber nicht Gegenstände, sondern Genssen, Konstituierungsgeschichten. Der Forscher stößt auf ausgetretene Pfade, zweifellos auch auf abgelegene Wege, die seit Jahrzehnten niemand mehr betreten hat. Ordnungen, Benutzungsspuren, Kollateralschäden verraten, dass sich andere vor ihm am längst nicht mehr unschuldigen Material zu schaffen gemacht haben. Wer wissen will, wie die Falle funktioniert, die den Namen des Gegenstands trägt, geht ins Archiv.

III.

Die Bibliothek lebt von der Klassifikation, das Archiv vom Experiment. Wenn man das Archiv als einen Teilchenbeschleuniger nach Genfer Muster, als eine Art Large Hadron Collider der Geisteswissenschaften bezeichnet, so klingt das nach einer überzogenen Metapher. Tatsächlich führt aber auch das Archiv bestimmte aufschlussreiche und systemtypische Zusammenstöße herbei. Das Archiv unterwirft die Ordnung und Speicherung des Materials (in der Sprache des Archivars: die Bestände) der Ordnung der Namen, nicht der Ordnung



von Sachen, Gedanken oder Problemen. Wie zum Hohn auf die strukturalistische und poststrukturalistische Kritik des biografischen Denkens und die Hegemonie des Autorprinzips fährt das Archiv fort, in Personennamen und Biografien zu denken. Wäre das Archiv selbst ein Autor, würde es ausschließlich Werkbiografien verfassen; sie sind sozusagen sein inneres Telos oder sein auktorialer Selbstzweck. Im Archiv, so scheint es, herrscht nach wie vor unangefochten die Logik Wilhelm Diltheys, während Foucault, Barthes und Derrida, die großen Rhapsoden des Archivs, längst wieder aus dem Rennen sind. Tatsächlich sind die Verhältnisse gleichzeitig einfacher und komplizierter.

Die Hauptlinie des Konflikts und damit des besagten Zusammenstoßes verläuft nämlich nicht zwischen den Prinzipien »Autor« und »Text«, sondern zwischen den Prinzipien Provenienz und Pertinenz. Das Pertinenzprinzip regiert den Gang der Forschung, die Suche nach sachlichen Zusammenhängen, die Aufdeckung von Relevanzen, die Erwartung des Unbekannten. Dieses gegenstandsbezogene Interesse, das quer zur Werklogik und zu den Linien der Biografik arbeitet, stößt nun auf ein archivarisches System, das eben nicht dem Pertinenzprinzip, also der Ordnung nach kaum antizipierbaren inhaltlichen Zusammenhängen, sondern vielmehr dem Provenienzprinzip, also der Ordnung nach der Herkunft, dem personalen oder institutionellen Gedächtnis unterliegt. Dies ist der entscheidende Augenblick der archivarischen Heuristik: der Moment, in dem die wissenschaftliche Logik der Fragen und Argumente mit der archivarischen Ordnung der historischen Personen und Körperschaften, sprich der Ordnung der Namen kollidiert.

IV.

Solange der Forscher, der ins Archiv kommt, dort nicht viel mehr sucht als ein einzelnes Manuskript oder ein bestimmtes Konvolut von Briefen, verhält er sich dem Provenienzprinzip des Archivs konform. Für den Archivar ist er ein einfacher Fall, der Normalfall sozusagen. Anders der Forscher, der dem Archivar weniger zielstrebig entgegentritt, der vielleicht sogar noch gar nicht in der Lage ist, sein vom Pertinenzprinzip bestimmtes Projekt bündig und plausibel darzustellen. Reiz und Qual seines Projekts liegen ja gerade in dessen Vorläufigkeit: Vielleicht weiß der Forscher selbst noch nicht genau, was er sucht, weil sich sein Projekt erst im Verlauf der Suche und ihrer vor-

läufigen Funde klären und schärfen wird. In diesem Fall tut er gut daran, mit dem Archivar heuristische Gespräche zu führen und ihn in die noch unscharfe Logik seiner Suche einzubeziehen.

Sehr skizzenhaft, sehr tentativ beginnt jetzt der Forscher dem Archivar die Geschichte anzudeuten, die er eines Tages hofft, erzählen zu können. Forscher und Archivar treten in Verhandlungen ein: Der Forscher nimmt Witterung auf, er ahnt die Nähe seiner Beute; der Archivar beginnt zu verstehen, wonach der andere, wie unbestimmt auch immer, sucht. Beide bewegen sich jetzt wie Wanderer im dichten Wald der Ahnungen. Je mehr sich ihr Gespräch vertieft, je intensiver ihre Verhandlungen werden, umso höher ist die Chance, dass der Archivar die Wünsche des Forschers in die Suchkriterien des Archivs übersetzen kann. Denn der Forscher, der noch nicht wissen kann, was er sucht, ist auf die Kennerschaft des Archivars angewiesen, der suchen kann, was er weiß.

V.

Das Archiv verändert das jeweilige Tempo des Forschungs- und Erkenntnisprozesses. Das Archiv ist nur um den Preis der Beschleunigung zu haben – kommt aber erst in verlangsamtem Modus zur Geltung. Das Lesen der Archivalien, dieses suchende, wühlende Lesen, das Überfliegen ganzer Stapel nutzlosen, weil nicht weiterführenden, nicht »zündenden« Materials, das verzweifelte Eindringen in schwierige Handschriften und idiosynkratische Ordnungssysteme, dieser ganze verschleppte Prozess, durchsetzt von Momenten der Ratlosigkeit oder des Sinnverlusts (»Was soll das alles, womit verschwende ich meine Zeit?«), führt auf Staueffekte hin. Ist es gelungen, den gestauten Zustand herbeizuführen, kann der Philologe tagelang eine einzige verderbte Stelle unter die Lupe nehmen, sich in behutsamen und kühnen Konjekturen versuchen. Am Ende ist die Mikrologie das Geschäft des Forschers im Archiv, das Eindringen in die »minutiae«, die im Gedruckten verschwinden und bei normalem Lesetempo nicht sichtbar werden.

Darin liegt die Verfänglichkeit des Archivs. Jedes Archiv ist ein Labyrinth, man muss nicht nur darin eindringen, man muss es auch wieder verlassen können. Wer zu lange bleibt, den lässt das Archiv nicht mehr los. Der Forscher im Archiv muss lernen, gegen das Archiv zu lesen. Muss lernen, schnell zu lesen, viel zu lesen, aus der Distanz zu

lesen – mit Franco Moretti gedacht eine besondere Art des ›distant reading‹ erlernen.³ »Tempo machen« – was Nikolaus Wegmann über die Bibliothek schreibt, gilt in anderer, forciertes Weise für das Archiv.⁴ Der Archivforscher muss sich in die Lage versetzen, große Materialmengen buchstäblich zu überfliegen. Die Mikrologien muss er aus Makrologien gewinnen, dem Detail das Panorama, die weiten Horizonte gegenüberstellen.

VI.

Für einen kurzen Augenblick lässt der Forscher, der ins Archiv geht, die agonale Welt des gelehrten Wettbewerbs hinter sich. Einen Augenblick lang taucht er unter die Wasseroberfläche der normalen Konkurrenz auf akademischen und publizistischen Wissensmärkten. Für wenige Stunden, Tage oder Wochen lebt er in glücklicher Einei mit seinem Problem und genießt das Glück unabgelenkter, unzerstreuter Konzentration auf ein Thema, eine Figur, eine Fragestellung. Dann holt die Normallage ihn wieder ein, die Sorge um den Ertrag seiner Forschung, ihre Marge der Originalität, ihren Distanzierungsgewinn gegenüber der Meute der Mitbewerber. Aus dem Augenwinkel verfolgt der Spurenjäger im Archiv die Aufholjagden und Überholbewegungen der Konkurrenz.



Aber auch der Archivar handelt kompetitiv. Er kennt die Gesetze des Wissensmarkts, er weiß um die Konkurrenz der Datenspeicher. Der Forschungsertrag, den sein Archiv abwirft, steigert dessen symbolisches Kapital. Ein Archiv, das von der Forschung nicht befragt wird, ist nicht mehr als eine inerte Masse ruhenden Materials, vergleichbar einem Altpapierlager. Ein Archiv, das von der Forschung befragt, keinen oder nur einen geringen Erkenntnisprofit abwirft, verfügt entweder über keine ergiebigen Bestände oder über keine interne Systematik zum Auffinden des relevanten Materials. Geisteswissenschaftliche Forschung, die sich des Archivs bedient, tut dies nicht in antiquarischer Gesinnung. Sie braucht den Durchgang durch das historische Material, um an ihm die Fragestellungen zu entwickeln, die die nächsten zwei bis drei Jahrfünftel der Forschung bestimmen werden. Bei dieser Geburt des Neuen im Archiv leistet der Archivar die unverzichtbaren mæutischen Dienste.

1 Für Anregungen gilt ein Dank den Teilnehmern des Forschungsgesprächs zur Archivtheorie und Archivpraxis am 5. April 2011 im Department of German der Princeton University, insbesondere Rudolf Stichweh und Nikolaus Wegmann.

2 Es gehört zu den irrigen, aber geläufigen Annahmen, Archive würden durch Publikation erschlossen. So hieß es vor zwei Jahren in den Medien immer wieder, das als Depositum an der Frankfurter Universität befindliche Peter-Suhrkamp-Archiv sei lege artis erschlossen worden, während tatsächlich nur Teile daraus ediert und publiziert worden waren. Archive werden aber nicht durch Publikation, sondern durch *Erschließung*, das heißt durch Praktiken des Ordners, Anlegens normierter Datensätze und Katalogisierung, erschlossen.

3 F. Moretti: »Conjectures on World Literature«, in: *New Left Review* 1 (2000), S. 54–68, hier S. 56

4 N. Wegmann: *Bücheryabyrinth. Suchen und Finden im alexandrinischen Zeitalter*. Köln 2000, S. 200–234